

SELMA LAGERLÖF

Die Geisterhand

SELMA
LAGERLÖF



Die Geisterhand

Unheimliche Geschichten

Reclam

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist ausgeschlossen.

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14607
2024 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH
Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH,
Untere Sonnenstraße 5, 84030 Ergolding
Printed in Germany 2024
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014607-1

www.reclam.de

Inhalt

Die Geisterhand

5

Die Rache bleibt nicht aus

27

Eine Geschichte aus Halstanäs

43

Vineta

63

Zu dieser Ausgabe

121

Anmerkungen

122

Nachbemerkung

128



Die Geisterhand

Gerade als es ein Uhr schlug, kam jemand und klingelte an der Glocke des Doktors. Das erste Läuten hatte kein Resultat, aber als das zweite und dritte verriet, dass es unerschütterlicher Ernst war, kam Doktors Karin durch die Küchentür, um zu sehen, was es gab. Und als Karin eine Weile verhandelt hatte, musste sie sich damit abfinden, den Doktor zu wecken. Sie klopfte an die Schlafzimmertür.

»Es ist jemand da von der Braut vom Herrn Doktor. Der Herr Doktor muss hin.«

»Ist sie krank?«, ertönte es von drinnen.

»Sie wissen nicht, was ihr fehlt. Sie glauben, dass sie etwas ›gesehen‹ hat.«

»Ja, ich lasse sie grüßen und sagen, dass ich komme.«

Der Doktor fragte nicht weiter. Liebt es nicht, das Mädegeschwätz über seine Braut zu hören.

Eine wunderliche Sache mit diesem Aberglauben, dachte er, während er sich ankleidete. Da liegt doch das

Haus mitten in der Stadt, nicht das geringste Romanische daran. Ein ganz gewöhnliches, hässliches, altes Haus, wie alle anderen in dem Viertel eingerichtet. Aber der Geisterspuk nistet sich dort ein.

Läge es nur in einem finsternen Gässchen oder ein wenig außerhalb der Stadt in irgendeinem verwilderten Garten, wo unheimliche alte Bäume die Fensterscheiben peitschten, in solch einer stürmischen Winternacht! Aber mit der Kirche und der Sparkasse und der Kaserne und der Zuckerfabrik ganz in der Nähe! Sollte man nicht glauben, dass die Zuckerfabrik mit all ihrem Rasseln und Kochen und den großen glühenden Dampfkesseln es dem Gespenst unbehaglich machen musste. Aber nein – durchaus nicht.

Auf seine Weise konnte das Gespenst Bewunderung verdienen. Es lag Energie in ihm, unglaubliche Energie und die Fähigkeit, sich im Bewusstsein der Leute zu erhalten. Man gab wohl zu, dass es sich jetzt etwa zwanzig Jahre nicht hatte sehen lassen, seit die Fräuleins Burmann in die Geisterzimmer gezogen waren. Aber hatte jemand es vergessen? Das zeigte sich ja jetzt: Bloß weil Ellen ganz plötzlich krank geworden war, musste es gleich heißen, sie hätte etwas gesehen.

Dass sie vor etwas erschrocken war, ja, das war wohl

nicht unmöglich. Sie war wie prädestiniert, Gespenster zu sehen, dadurch, dass sie ihr ganzes Leben mit den zwei nervösen alten Tanten verbracht hatte. Und dass es ein Gespenst im Haus gab, hatte sie wohl immer gehört und geglaubt, von Kindheit auf war ihre Phantasie durch all das angeregt.

Als er das erste Mal auf Krankenbesuch bei den Tanten gewesen war, hatte sie ihm gewissermaßen triumphierend gesagt: »Hier ist das Geisterzimmer«, in einem Ton, als zeigte sie eine Familienkostbarkeit.

»Sehen Sie, Herr Doktor, es geht nicht an, in diesem Zimmer Karten zu spielen.«

»Ach, warum nicht?«

»Ja, wenn einer der Spielenden den geringsten Fehler macht, den allerunbedeutendsten Kniff, da kommt eine Hand und legt sich neben ihn auf den Spieltisch.«

»Was für eine Hand?«

»Eine alte hässliche Hand mit schweren Diamantringen auf den krummen Fingern und mit echten Spitzen ums Handgelenk.«

»Nun, und dann?«

»Ja, man sieht nichts als nur die Hand.«

»Aber woher kommt das?«

»Das weiß niemand, sie hat sich immer hier gezeigt.«

Sie hatte das sehr keck erzählt, aber wer konnte wissen, wer konnte wissen? Sie glaubte wohl an den Spuk.

»So kommt sie, sehen Sie, Herr Doktor, kommt die Tischkante heraufgeschlichen, dicht neben dem, der spielt, hu, und dann zeigt sie auf eine der Karten mit einem großen gekrümmten Finger! Sie hat Nägel wie Klauen, gekrümmt und spitzig.«

Nun, wirklich daran glauben konnte sie wohl doch nicht. Sie hatte ja gerade das Gespensterzimmer zu ihrem Zimmer gewählt ...

Der Doktor jagte an der großen Zuckerfabrik vorbei, wo die ganze Nacht gearbeitet wurde, und gelangte über die hohe Steintreppe hinein in das Haus.

Gott erbarme sich, auch er war nahe daran, zu erschrecken. Im Treppenhaus stand eine lange Gestalt, ganz in einen schwarzen Schal eingerollt. Tante Malin war selbst heruntergekommen, um ihm die Stiegen hinaufzuleuchten.

»Wie geht es Ellen?«, fragte der Doktor.

»Wie gut von dir, so rasch zu kommen«, sagte Tante Malin. »Ich weiß nicht, was sie hat. Du musst kommen und selbst sehen.«

Sie sprang beinahe die Stiegen hinauf, so alt sie war.

Der Doktor bekam erst jetzt den lebendigen Eindruck, dass wirklich Gefahr im Verzug war.

Ärgerlich, wenn jetzt etwas dazwischenkommen sollte, mit dem kleinen Mädchen dort oben, das er sich zur Frau gewählt hatte. Er hatte in seinem ganzen Leben keine gesehen, die ihm besser gefiel. Recht schön, und keine anderen Verwandten als die zwei alten Tanten, und natürlich streng erzogen, ans Heim gewöhnt, tüchtig im Haushalt, friedfertig.

Als sie ins Vorzimmer kamen, wendete sich Tante Malin wieder an ihn.

»Wir erwachten mitten in der Nacht dadurch, dass sie so furchtbar schrie, und wir haben sie seither nicht beruhigen können. Wir wussten uns keinen anderen Rat, als nach dir zu schicken.«

Sie öffnete die Tür zu Ellens Zimmer, steckte den Kopf hinein und sagte, dass er gekommen war. Gleich darauf wurde er eingelassen.

Drinne war es so hell, dass er im ersten Augenblick kaum etwas sehen konnte. Sie hatten wohl alles hereingestellt, was es in der Wohnung an Lampen und Leuchtern gab. In dieser Beleuchtung wurde es einem klar, dass dies einst der Festsaal gewesen war, in den Glanzzeiten des Hauses.

Also hier hatten sie an den Spieltischen gegessen, und gerade da hatte die Gespensterhand sich gezeigt. Das musste einen Schrecken und einen Aufstand gegeben haben! Man brauchte nur seine Braut anzuschauen, um zu wissen, wie sie ausgesehen haben mochten.

Sie saß mitten im Zimmer in einem großen Lehnstuhl, hielt sich ganz aufrecht, sah sich mit wunderlich wandernden Blicken um, war bleich wie eine Tote, ihre Zähne schlugen aufeinander, und sie bebte.

Der Lehnstuhl war mitten ins Zimmer gerückt. Es war einer mit freien Füßen. Kein Möbel stand in der Nähe, nichts konnte darunter verborgen liegen und plötzlich hervorkriechen.

Sie achtete nicht auf die, die hereinkamen. Sie hielt jetzt die Augen fest, ganz fest auf den Schatten des Schrankes geheftet, der sich bis zur Kachelofenecke erstreckte. Sie hatte den Schatten wohl im Verdacht, dass er ihr irgendeinen hässlichen Streich spielen wollte. Sie zog ihre Röcke an sich, wie um zur Flucht bereit zu sein, wenn der Schatten sich verdichtete und sich als etwas entpuppte, vielleicht als eine große Hand mit Fingern und Klauen. Nun, der Doktor rückte in aller Eile eine Lampe hinüber, so dass ihr Licht in die Ecke fiel. Sie sank wieder in den Stuhl.

Nun kam Tante Bertha und legte denselben Bericht ab wie Tante Malin.

»Wir erwachten dadurch, dass sie schrie, als wäre sie wahnsinnig geworden, und so ist sie dann die ganze Zeit gewesen. Sie will nur Licht haben, immer mehr Licht. Was, glaubst du, ist das?«

»Ein Schrecken, nichts anderes als ein Schrecken«, flüsterte der Doktor.

So, nun waren ihre Blicke bemüht, sich hinter eine Gardine einzubohren. Er ging einmal ums Zimmer. Es konnte ja möglich sein, dass er entdeckte, was sie erschreckt hatte. Auf dem Schreibtisch lag ein tintiges Briefpapier. Sie hatte etwas zu schreiben begonnen, aber die Feder war ihr aus der Hand gefallen und übers Papier gerollt. Ein Briefchen, das er ihr spätabends geschickt hatte, um zu wissen, ob sie und die Tanten am nächsten Tag einen Ausflug mit ihm machen wollten, lag dicht daneben.

Es war offenbar, dass sie sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, um ihm zu antworten. Sie hatte eben »Mein gel ...« geschrieben. Dann war sie erschrocken und hatte die Feder fallen lassen.

Der Doktor fühlte, wie die Blicke der Tanten ihm folgten. Sie wunderten sich wohl, dass er kein Wort zu

Ellen sprach. Das Erste, was geschehen musste, war, alle aus dem Zimmer zu bringen, sowohl Tante Malin und Tante Bertha als auch das Hausmädchen, damit sie den Schrecken nicht in ihr wachhielten.

»Ich glaube, sie wird mir schon alles erzählen, wenn ich allein mit ihr sprechen kann«, sagte er, und rasch war das Zimmer leer.

Er zog einen Sessel heran und setzte sich neben sie.

Wunderbar, wie viele Gesichter ein Mensch haben kann! Er hätte Ellen so kaum wiedererkannt. Ruhe, friedvolle Ruhe war das Hauptmerkmal ihres Aussehens. Er war davon bezaubert worden, sie immer gleich ruhig zu finden, eine förmliche Meisterin in der Kunst, die Tanten zu behandeln. Sie sah kaum von der Stickelei auf, wie sehr sie auch lärmten. Und dann hatte er einmal gewissermaßen eine Offenbarung gehabt. Im Heimkommen glaubte er eines Abends eine zarte, vornübergeneigte Gestalt im Lampenschein am Arbeitstisch sitzen zu sehen. Er hatte ein deutliches Bild des feinen Nackens und der kleinen Hände empfangen. Das ganze Zimmer war durch sie geschmückt. Daraufhin hatte er um ihre Hand angehalten.

Und nun jetzt dagegen! Nur bleiches Entsetzen und aufgescheuchte Wildheit. Gerade, was er nicht

wollte. Eine hysterische Frau! Ah, Gott behüte, Gott behüte!

»Sag, Ellen, was hast du?«

Sie antwortete nicht.

»Mir musst du es sagen, verstehst du«, sagte er ein bisschen streng.

Sie heftete die Augen auf ihn, es war, als blitzte ein Schimmer von Hoffnung in ihnen auf.

»Du wirst ruhig werden, wenn du es sagst.«

Es war schade um ihre schönen hellen Augen. Sie hatten immer auf dem, mit dem sie gerade sprach, geruht, mit einem Schimmer so still wie der der Sonne. Sie waren vielleicht glänzender jetzt. Aber das war so ein Glanz, nach dem er sich eigentlich gar nicht sehnte.

Sie kämpfte heftig mit sich selbst. Sie konnte den Unterkiefer nicht stillhalten. Sie stopfte ein Taschentuch zwischen die Zähne, damit man nicht hörte, wie sie aufeinanderschlugen.

Endlich hörte er sie ein paar Worte sagen. Sie saß da und schlug mit der einen Hand auf die andere und dachte laut. »Ich muss es ihm sagen. Ich muss, ich muss. Sie kommt sonst wieder. Ja, sie kommt wieder.«

Dann begann sie zu sprechen, und seine Laune wurde seltsam gedämpft dabei. Es glich am ehesten der

Stimmung, die über einen kommt, wenn man in einem feierlichen Aufzug im Frack geht, und es kommt ein Platzregen. Man fühlt, wie man seine ganze Größe und Würde einbüßt.

Sie gestand mit einem Mal, dass sie ihn nicht liebhatte. Sie hatte ihn gerne heiraten wollen, aber einzig und allein, um von daheim wegzukommen.

Würde es nicht ihm selbst gegolten haben, er hätte darüber lachen können, wie dieses Kind sich nach einem Mann gesehnt hatte. Nach dem ersten besten. Sie war so fest entschlossen, fortzukommen. Es war der Tanten wegen. Sie waren ja sehr gut gegen sie gewesen, und sie wussten selbst nicht, wie sie sie quälten.

Sie sah ihn an mit verzweifelten Augen und bettelte gleichsam, er möchte sie doch verstehen und mit ihr fühlen. Er wusste ja, wie die Tanten waren, er, der sie viele Jahre hindurch behandelt hatte. Sie waren so schwierig, so schwierig, so voll fixer Ideen und Verängstigungen. Tante Malin erwartete immer eine Feuersbrunst, Tante Bertha glaubte immer, dass sie auf der Straße überfahren werden würde. Er wusste, wie sie waren. Und wenn sie, Ellen, weiter bei ihnen blieb, würde sie ebenso wunderlich werden.

Aber sie wollte ein ordentlicher Mensch werden.

Und sie hatte sie gebeten, fortgehen und arbeiten zu dürfen. Das hatten sie natürlich nicht erlauben wollen. Da konnte er doch begreifen, dass ihr nichts anderes übrigblieb, als zu heiraten.

Der Doktor konnte es nicht lassen, zu fragen, ob sie nicht gefürchtet hatte, dass sie, mit jemandem verheiratet, aus dem sie sich nichts machte, ein schlimmeres Leben haben konnte als hier bei den Tanten.

Ach nein, schlimmer konnte es wohl nie sein. Ein Mann war wenigstens manchmal fort. Die Tanten waren den ganzen Tag zu Hause.

Nun, da sie schon so offenherzig war – war es ihr nie in den Sinn gekommen, ihn liebzuhaben? Sie schüttelte den Kopf, das war etwas, was ganz außerhalb des Denkbaren lag. Und warum? War er zu hässlich? Nein, sie schlug betuernd die Augen auf. War er langweilig? Sie machte eine abwehrende Handbewegung. Was für ein Fehler war also an ihm? Er war zu kalt. Ja so, er war zu kalt.

Der Doktor ging ein paar Schritte durchs Zimmer. Das war doch unglaublich, dass ein solches Kind da herumgegangen war und etwas Derartiges zusammengebraut hatte, hatte sich von ihm küssen lassen, ohne eine Spur von Neigung für ihn zu empfinden. Und sie hatte

ihre Rolle gar nicht schlecht gespielt. Er war der Betrogene gewesen. Und dass er so unangenehm war, dass ein junges Mädchen gar nicht daran denken konnte, ihn zu mögen.

Aber natürlich hatte sie ein elendes Leben bei den beiden Alten geführt. Er konnte schon begreifen, dass es ihr viel bedeutet hatte, sich zu verheiraten. Das war ihr wohl wie eine Erlösung fürs ganze Leben erschienen. Sie legte ihr Bekenntnis ab, ohne irgendein Erbarmen zu zeigen. Es fiel ihr gar nicht ein, dass sie ihn verletzte. Sie musste wohl glauben, dass er gepanzert war, ganz eisenhart.

Ihre Stimme erhob sich plötzlich zu einem Schrei. »Du weißt ja«, sagte sie, »dass alle, die falsch spielen, in diesem Zimmer hier die Hand sehen. Ich habe sie gesehen. Ich saß dort, dort.« Und sie wandte sich heftig zum Schreibtisch. »Dort sah ich sie.«

»Glaubst du nicht, dass ich sie sah?«, fuhr sie fort und bohrte ihre Augen in ihn, als wollte sie die Wahrheit hervorzwingen.

»Lass mich hören, wie es war«, sagte er beruhigend.

»Ja, du weißt doch, dass du mir abends geschrieben hast, und ich wollte antworten, bevor ich mich niederlegte. Aber als ich mich zum Schreibtisch setzte, wurde

ich unruhig und saß lange da und dachte nach, denn ich wusste nicht, wie ich die Anrede schreiben sollte. Ich musste ja »geliebter« schreiben, aber das kam mir nicht recht vor. Es war das erste Mal, dass ich an dich schrieb. Ich fand, dass es schrecklich war, etwas zu schreiben, das nicht wahr ist – aber schließlich schien es mir, dass ich nicht weniger schreiben konnte.«

»Ist ein so großer Unterschied zwischen dem, was man schreibt, und dem, was man sagt?«

»Du hattest mich nicht gefragt, ob ich dich liebte, nur ob ich deine Frau werden wollte –«

»Ah so!«

»Aber da, im selben Augenblick, im selben Augenblick, als ich begonnen hatte, das Wort zu schreiben, war die Hand da. Sie kam über die Tischkante heraufgeglitten, und ich glaube, ich saß da und starrte sie ein paar Sekunden an, bevor ich begriff, was es war. Ich schrie nicht gleich. Ich konnte gewissermaßen nicht verstehen, dass es etwas Übernatürliches war. Aber da legte sie sich über das Papier und zeigte mit den gekrümmten Fingern auf das Wort da.

Ich glaube, sie war froh, sie zitterte förmlich vor Freude. Es war, als wollte sie die Buchstaben an sich scharren – es war falsches Spiel. Da wollte sie mit dabei sein.

Sie kam gekrochen, auf den gelben Fingern, wie eine große Spinne. Gerade, als hätte sie Eile. Es war so lange her, seit sie Anlass gehabt hatte, hervorzukommen. Nun musste sie sich sputen. Sie griff förmlich nach der Feder mit den feuchten, knotigen Fingern. Es war ja falsches Spiel. Da wollte sie mit dabei sein.

Ich schrie auf, als wäre es eine Schlange, und da verschwand sie, aber ich weiß nicht, ob sie nicht noch hier ist. Ich glaube, ich fühle, dass sie sich noch im Zimmer befindet. Und wenn sie wiederkommt, so sterbe ich. Ich war nahe daran zu sterben.«

»Nein, sie darf nicht wiederkommen«, sagte er tröstend.

»Ich weiß, dass ich eins tun muss«, sagte sie, »ich muss es tun, damit sie nicht wiederkommt. Aber es ist so furchtbar hart.«

Sie nahm den Verlobungsring vom Finger, steckte ihre kalte zitternde Hand in die des Doktors und ließ den Ring zurück. Dann weinte sie in der Bitterkeit der Entsagung.

Der Doktor sagte nichts, er legte die Fingerspitzen aufeinander und ließ den Ring dazwischen hin- und hergleiten.

Es war nicht so schwer, mit der Geisterhand fertig zu

werden, wie mit dem anderen, meinte er. Die Hand hatte gleichsam seine Partei ergriffen, ihm ein wenig Rache verschafft. Er fühlte Sympathie für sie.

Es ist wohl so mit manchen, dachte er, dass das Gewissen in der einen oder anderen Weise über sie kommt, wie sehr sie auch versuchen, es zu betrügen. Es hat seine eigenen verschwiegenen Wege. Da hatte nun seine kleine Braut alles aufs Beste ausgeklügelt, um ein gutes Heim zu bekommen. Bloß ein bisschen Heuchelei brauchte sie sich aufzuerlegen, und alles Glück der Welt war ihr Eigen. Und da kommt das Gewissen ganz still heran und gräbt seine Mine tief unten in der Seele ein und sprengt endlich alle Klugheit, alle Berechnung in einem Augenblick in die Luft.

Jaja, jaja. Sie hatte wohl geglaubt, dass sie so ein ganzes Leben würde weiterlügen können, hatte wohl gesehen, wie es anderen geglückt war. Aber da stellt es sich heraus, dass sie aus feinerem Stoff gemacht ist. Etwas Hinderliches liegt darin, einer verfeinerten Sorte von Gewissensmenschen anzugehören. Wenn man es am wenigsten erwartet, ist die Gewissenshalluzination fertig.

Natürlich nimmt sie dann die Form an, die am nächsten zur Hand liegt. Es war ja sonnenklar, dass das Ge-

wissen in diesem Zimmer hier zu einer Geisterhand werden musste.

Er saß noch immer da und spielte mit dem Ring und ließ ihn von einem Finger zum anderen gleiten. Er fühlte etwas anderes als Zorn darüber, dass er sie nicht hatte gewinnen können. Er war beinahe betrübt. Sie fing jetzt gewiss an, sich seiner zu erinnern, zu denken, dass ihm ein Unrecht widerfahren sei, denn sie beugte sich hinab und küsste seine Hand. »Verzeih mir ...«, sagte sie.

Es war merkwürdig, wie weich sie war. Wenn sie sich darüber klar geworden war, dass sie ein Unrecht getan hatte, wusste sie gar nicht, was sie alles tun sollte, um zu versöhnen. Es hatte wirklich keinen Zweck, sie länger zu quälen. Er brauchte ja nur geradeheraus zu sprechen, zu sagen, dass er nicht viel besser gewesen, als sie war. Räsonnement auf beiden Seiten. Die eine hatte ein Heim, der andere eine Hausvorsteherin gesucht. Es würde sie beruhigen, das zu hören.

Er wollte ihr sagen, dass es keine so bittere Enttäuschung für ihn werden konnte. Er war nicht so furchtbar verliebt gewesen, er auch nicht.

Ja gewiss, er hatte ja keinen Anlass, die Qual länger hinauszuziehen. Das Beste war, ein Ende zu machen.

Alle zur Ruhe kommen zu lassen und morgen unverlobt zu erwachen.

Als er sich erhob, um zu gehen, hatte er Tränen in den Augen. Es tat ihm doch weh, sie zu verlieren. Und nun war es das, was er ihr sagte.

Er begann damit, ihr unzusammenhängende Dinge zu sagen, dass sie ein Gewissensmensch sei, dass sie der feineren Sorte von Nervenmenschen gehöre, die gerade jetzt hier und dort auftauchten. Sie sei ihm gerade darum teuer. Gerade um dessentwillen, was ihr in dieser Nacht widerfahren sei, fiele es ihm schwer, auf sie zu verzichten.

Sie sei frei, ja, natürlich, aber wenn sie einmal konnte und wollte ...

Er sah sie erstaunt an. Quälte sie das nicht? Nein, jetzt erst verschwand die Starrheit aus ihren Zügen, und die Augen wurden ruhig. Sie saß mit halbgeöffnetem Mund da und lauschte ...

Er sprach davon, wie er das Leben für sie hatte ordnen wollen, sprach davon, wie er sich nach ihr gesehnt hatte. Er sprach ganz anders davon, als er vor einer halben Stunde gesprochen haben würde. Aber er sah es auch ganz verschieden, jetzt, da er sie verlieren sollte. Er sprach viel schöner, als er es sich zugetraut hätte. Das